

Der Obmann.

Kummerselle von Dr. Stettenberg.

Meine liebe Vaterstadt R. ist in der letzten Zeit ungeheurer philantropisch geworden. Ihre biederen Bewohner schenken in der Gründung von wohltätigen Vereinen, und so viel ich weiß, gibt's deren jetzt schon drei oder vier. Sie haben zwar mit dem menschlichen Gend noch nicht gänzlich aufgeräumt, aber sie haben doch alle einen recht schönen Zweck. Und dann gewöhnen sie ihren Mitbürgern, also einer ertüchtlichen Anzahl von Staatsbürgern und Staatsbürgerinnen, gegen einen mäßigen Jahresbeitrag die erhebende Zusage, als wäre ohne sie die Welt noch, wie weit wie weit, zurid. Das ist doch auch eine Art Wohlthat.

Nun denn, einer von diesen Vereinen hat sich die löbliche Aufgabe gestellt, für jene armen Geschöpfe zu wirken, die man mit einem sanften Fremdwort als Zbioten bezeichnet. Die wackeren Männer, in deren Köpfen der Gründungsplan entstand, sagten sich sehr richtig, es komme alles darauf an, für den Verein ein paffendes Oberhaupt zu finden, und nach möglichem Ueberlegen fiel ihre Wahl auf Herrn Waldthar von Rüdönagel.

Der Mann besah in der Nähe der Stadt ein schönes Gut; er galt für reich und für den besten Detonomen weit und breit. Aber — was hier besonders in Betracht kam — auch für das öffentliche Wohl setzte er sich mit rühmlichem Eifer ein. In dem Dorfe, wo sein Gut liegt, besaß er ein kleines Amt des Bürgermeisters, und seit etwa zehn Jahren hatte er in der Landeshauptstadt eine Stelle. Eine gewaltige Stimme, muß man sagen. Er war ein großartiger, bisweilen sogar gefährlicher Redner. Jedes Jahr brachte er den Antrag ein, es möge die Schwelgerei als Landesmittel unterstellt werden — er glückte nämlich selbst diese edle Thiere — aber obwohl sein Antrag regelmäßig mit allen gegen eine Stimme abgelehnt wurde, ließ er sich doch nicht einschüchtern. Und da er ein ganz vornehmer Gedächtnis besaß, war nichts natürlicher, als daß er jedes Jahr bei Begründung seines Antrages Wort für Wort genau dieselbe Rede hielt. Im Uebrigen war er ein charmanter alter Herr, wegen seiner Gutherzigkeit allgemein beliebt, für einen guten Spaß und einen guten Tropfen immer zu haben. Das heißt, eigentlich nur bis halb neun Uhr Abends; denn pünktlich um diese Zeit pflegte er, der mit dem ersten Sägenstreife aufstand, schlafen zu gehen, und seit Jahren erinnerte sich Niemand mehr, daß er von dieser Regel eine Ausnahme gemacht hätte.

Das war denn der richtige Mann für den neuen Verein. Einem schönen Tages erschien die Deputation auf dem Gute und fragte ergehen an, ob Herr Waldthar von Rüdönagel geneigt wäre, die Obmannstelle anzunehmen. Herr Waldthar von Rüdönagel versicherte, daß er sich ungemein geehrt fühlte, blühte aber zu seiner Frau Barbara, was die wohl dazu sagt. Die war nun nicht sonderlich entzückt, denn bei der Gutherzigkeit ihres Mannes fürchtete sie im Geheimen allerdings nicht unbedeutende Anpassungen; sie wußte daher nachdrücklich zur Ueberzeugung, und die Sache kam in's Schweigen. Aber in ihrem Keffen trieb er sich die harterdringende Deputation ein rettender Engel. Der junge Mann war frisch von der Hochschule für Vödenkultur gekommen und wollte beifalls praktischer Ausbildung auf dem Gute seines Onkels. Er hatte einen ausgesprochenen Sinn für gelegentliche Unterredungen dieser Art, und in seinem abnehmenden Alter sah er gleich vor aus, hier werde sich mancher Veranlassung bieten, sich ab und zu von den schweren Sorgen des Berufs zu erholen. Er bewies dann seinem Onkel in längerer, freier Rede, es sei seine Pflicht, seine Kräfte für das Wohl so vieler unglücklicher Mitbürger einzusetzen. Dem alten Herrn leuchtete das ein. „Ja, siehst Du, von der Seite betrachtet —“ sagte er zu seiner Frau; „wenn man bedenkt: die Pflicht, die heilige Pflicht! Denn warum? Der Mensch muß sich wehren.“

Sein Ehrgeiz war einmal geweckt, und da half ihm Widerspruch; das wußte auch Frau Barbara. So wurde denn der Pakt geschlossen, natürlich bei einem solennem und überaus feuchten Frühstück.

Frei war nun wieder hinter seinem Onkel her und lag ihm unaufhörlich in den Ohren, er müsse zeigen, was für ein Mann er sei: gleich bei der ersten Gelegenheit mußte er zu einem entscheidenden Schlage ausfallen. Der alte Herr sah das vollkommen ein, nur wußte er nicht recht, wohin er schlagen sollte. Frey aber meinte, das werde sich schon finden; die Hauptsache sei ein fester Wille.

Die gründende Versammlung wurde einberufen — für einen Abendsessen; denn gegen Abendstunden hatte Herr Waldthar, wie gesagt, eine entschiedene Abneigung. Etwa fünfzig Damen und Herren hatten sich im Musiksaal eingefunden. Herr Waldthar bestieg die Tribüne und hielt eine gähnende Rede. Für die Armen im Geiste mußte endlich etwas gesprochen, sagte er. Und zwar mußte möglichst schnell geholfen werden. „Denn warum?“ rief er emphatisch. „Schon ein Blick auf diese so gähnende Verarmung beweist zur Genüge, wie dringend die Sache ist.“

Enbloße Weißstüchlein folgten dieser schwingvollen Rede, der Verein wurde gegründet und Herr Waldthar von Rüdönagel zum Obmann gewählt. Schon wollte er die Versammlung schließen, da rüdtte Frey mit dem Antrage heraus, es möge sofort ein Comité eingesetzt werden, das einen musikalisch = deflamatorischen Abend oder

bergleichen zu veranstalten habe; der Vorschlag sollte dann dem Vereine zufließen. Dieser Antrag fand begeisterte Zustimmung, und nur die Frage, welchen Namen das Comité führen sollte, bereitete einige Schwierigkeiten. Ein Herr schlug vor, man möge sagen: „Comité einer Soiree zur Befämpfung der Zbioten.“ Aber sofort bemerkte eine Dame, es müsse richtiger heißen: „Zu Ehren der Zbioten.“ Inzwischen fand auch das keine Billigung. Dann gab ein Herr zu bedenken, daß für so einen Titel nichts wichtiger sei, als Kürze und Prägnanz; man möge einfach sagen: „Zbioten = Comité!“ Allein dieser Vorschlag wurde wegen möglicher Mißbeutung mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt. Schließlich siegte die Deutlichkeit über die Kürze, und man einigte sich auf den Titel: „Comité zur Vorbereitung der Veranstaltung einer Soiree zu Gunsten der Zbioten.“ Natürlich wurde Herr Waldthar als Obmann des Vereins auch an die Spitze des Comités berufen.

Gleich den nächsten Tag ließ er sich neue Visitenkarten drucken, auf denen nicht seinen alten Wappen auch seine jüngste in schöner Schrift verzeichnet stand. Damit war schon ein vortrefflicher Anfang gemacht. Freilich gab's noch manches Kopfzerbrechen; aber glücklicherweise hatte er in Frey einen ausgezeichneten Helfer. Der nahm den Löwenanteil der Vorbereitungsarbeiten auf sich und trieb sich tagelang in der Stadt umher. Allerdings kam dabei die praktische Ausführung etwas zu kurz; aber was lag daran! Er schätzte die Einfälle nur so aus dem Aermel und wußte alles auf das Trefflichste zu arrangieren. Dem alten Herrn überließ er nur die höhere Repräsentation, und der war denn auch wohl geschaffen dazu. Wenn er in seiner braven Kalesche durch die Gassen und Straßen R.'s fuhr, bald da, bald dort anhalten ließ und bei der Creme der Gesellschaft vor sprach — immer natürlich unter nachdrücklicher Betonung seiner Obmannschaft — da entlockte er eine Würde, daß man glauben konnte, er sei schon mit seinem Votivrotte auf die Welt gekommen.

Die Soiree ging famos; eine große Anzahl Dilettanten aus den besten Kreisen hatte zugesagt, die überaus schenkbaren „Nummern“ fanden in Ausficht. Der Zufall sorgte aber noch für einen ganz besonderen Glanzpunkt.

Für den Anfang December wurde nämlich eine berühmte Wiener Schauspielerin zu einem Gastspiel im Stadttheater erwartet, und Frey kam auf die Idee, es wäre doch herrlich, wenn man diese Dame zur Mitwirkung gewinnen. Der alte Herr hatte freilich Bedenken; die Dame würde ein bedeutendes Honorar verlangen und das Reinertrag seiner künftigen Vorlesungen würde kaum dadurch möglicherweise in Frage. Aber Frey stellte ihm vor, welcher Triumph es für ihn sein müßte, seinen Mitbürgern eine wirkliche Größe vorzuführen; die Ehre lege auch gewisse Pflichten auf, und er sei ja gottlob wohlhabend genug, ein Opfer zu bringen. In einigen Tagen war Herr Waldthar wirklich so weit, dies einzusetzen. Die Soiree, sagte er sich, ist wohl eine schöne That, aber die Künstlerin, die ich eigentlich erst bei entscheidender Schlags.

Freilich war's nur, ob sie wollte. Ein schöner Brief ward geschrieben, ein Wiener Freund übernahm die Vermittlung, und — siehe da! — die Dame willigte ein; sie wollte einen Tag früher nach R. kommen.

Freudensvoll theilte Herr Waldthar diese Nachricht seinem getreuen Comité mit. Die große Künstlerin habe ausschließlich ihm zuzubede zugesagt, erklärte er mit der Miene eines Triumphators und — fügte er, freilich mit einem Herzklopfen, hinzu — sie stelle gar keine Ansprüche. Das Comité war zuerst erstarrt. Dann brach ein wahrer Freudentaumel los und Herr Waldthar wurde mit Gratulationen förmlich erdrückt. Er schwamm in Seligkeit. Natürlich wurde das Ereignis urbi et orbi verkündet und die ganze Stadt geriet in Aufregung. . .

Die Generalprobe war glänzend verlaufen, der nächste Tag sollte die Entscheidung bringen.

Mit dem Frühstück kam die Künstlerin an. Auf dem Bahnhof wurde sie von Herrn Waldthar und zwei Mitbürgern des Comités feierlich empfangen. Sie küßte mit der leichtesten Anmuth einer Gazelle aus dem Couper, reichte den Herren gräßlich die Hand zum Kuß, lächelte ihre himmlischen Wägen und versicherte sie freue sich sehr darauf, an dem schönen Abend mitzuwirken. Das genügt, um drei tapferer Männerherzen weich wie Butter zu machen.

Herr Waldthar fuhr mit ihr in das Hotel, wo für sie auf Untkosten des Comités — denn irgendeine erkenntlich mußte man sich doch zeigen — bereits etliche Zimmer in Stand gesetzt waren. Er sorgte dafür, daß das Gepäck der Göttlichen, das unter Bedeckung der Fose auf zwei Wagen nachgerückt kam, in die Appartements gebracht wurde, dann noch ein Handtuch und die reizende Schauspielerin zog sich zurück.

Unten im Donatorienzimmer veranstaltete sich das Comité. Es herrschte natürlich eine sehr gehobene Stimmung, und sie entlud sich in unzähligen Trinksprüchen. Man ließ auf den vortrefflichen Obmann auf, ein festliches Gesängen und weiß Gott noch was.

Gegen Mittag erklärte Herr Waldthar, er müsse sich nun doch anstandslos nach dem Befinden der Dame erkundigen und ihr nochmals den Dank des Vereins ausdrücken. Frey machte den schiedlichen Versuch, ihm dieses schwierige Amt abzunehmen; aber mit festerer Energie erklärte der alte Herr, er sei Manns genug, seine Pflicht selbst zu erfüllen.

Wie er nun mit dieser seiner Pflicht zu Stande gekommen, vermag keine menschliche Seele zu sagen. Nur so viel weiß man aus seinen Aeußerungen, daß er die Dame im Regieren getroffen und sehr angenehme Erinnerungen an niedliche Pantoffelchen und noch niedlichere Füßchen mitgebracht hat.

Der Nachmittag verging unter anstrengenden Anordnungen und anderen heißen Mäßen, die jedoch ab und zu durch einen gelinden Schlaf befeuchtet wurden. Endlich nahte die große Stunde.

Der Rasinosaal, an dessen Stirnseite ein roth ausgefлагenes Podium errichtet war, füllte sich allmählig. Auf den vorderen Reihen nahmen die Mitglieder der Aristokratie und die übrigen Honoratioren Platz, die Damen in großer Toilette, einige sogar detollirt, was von der zahlreich erschienenen Weiblichkeit, die mit beschwebenen Sagen vorlieb genommen hatte, lebhaft besprochen wurde. Rückwärts und zu beiden Seiten war der Raum für diejenigen, die auf Sitze überhaupt verzichteten.

Um acht Uhr war der Saal zum Erdrücken gefüllt, und man bildete ungeduldig nach den beiden Thüren, die rechts und links vom Podium nach dem Künstlerzimmer führten, jedoch heute durch ein erlebtes Arrangement von Orangebäumen und Blattpflanzen halb verdeckt waren.

Endlich um viertel auf neun begannen die künstlerischen Genüsse. Sie wurden durch einen schwingvollen Prolog eingeleitet, den ein Herr mit drohender Bestimmtheit sprach. Dann produzierten sich zwei Herren — einer davon ein wirklicher Baron — als Excentric = Glomms, hierauf sang eine Dame Schuberths Lieder, der Bezaubertheit wegen mit französischem Text — kurz, eine „Nummer“ war gelungen als die andere. Die Leute applaudierten hümmlich und zischelten einander allerhand koshafte Witze über die „Künstler“; sie unterhielten sich herrlich. Am allerbesten aber Frey, er hatte zuerst den Damen die Gouais gemacht, sie empfanden und galant zu ihren Sagen gefügt, ein Amt, das ihm bisweilen außerordentlich viel Vergnügen zu bereiten pflegte. Dann hatte er sich in's Künstlerzimmer zurückgezogen. Unter den Mitwirkenden befanden sich auch etliche junge Damen, und Frey verstand es, sie und sich selbst lustig zu amüsieren. Man trieb allerlei lustigen Unfug, Frey parodirte Künstler und Publikum, ein drohlicher Einschnitt jagte den andern, kurz, es herrschte bald die ausgelassenste Stimmung.

Sein Onkel aber leuchte unter der Last seiner Anstrengungen. Er hatte die aufstretenden Damen an seinem Arm auf die Tribüne zu geleiten, die obligaten Bouquets zu überreichen und noch mehr dergleichen aufreißende Thätigkeiten vorzunehmen. Zudem fühlte er sich ungemein angegriffen. Seit Jahren war er es nicht mehr gewöhnt, um diese Zeit auf den Beinen zu stehen, und es meldete sich bei ihm eine eigenartige Müdigkeit, die in der schwachen Atmosphäre immer bedeutender zunahm. Das war der Schlaf, er konnte sich nicht verhehlen. Aber er mußte sich aufrecht halten, er hatte ja Pflichten. Während der Produktionen zog er sich in's Künstlerzimmer zurück. Die lustige Gesellschaft dort ließ ihm keine Zeit, seinen inneren Gefühlen nachzugeben, besonders Frey that alles, ihn zu ermuntern. Auch war hier ein kleines Wiffet aufgeführt worden mit allerlei angenehmen Füllfahleiten; selbst Champagner fand sich da. Das waren denn die wichtigsten Hilfstuppen, denn sich Herr von Rüdönagel in seinem heroischen Kampfe gegen das Gähnen bediente.

Alles war gut gegangen. Frau Barbara, längst ausgehört mit der Obmannschaft ihres Gatten, schwelgte nun in seinem Triumph. Sie sah — Würde und Anmuth schon gepaart — in ihrem Hauteil erster Reihe und tauschte ab und zu selige Blicke mit ihren Nachbarinnen.

Nun kam die Reihe an die große Künstlerin. Herr Waldthar führte sie mit vollendetem Grandezza auf die Tribüne, legte das Rosenbouquet auf einen Puff neben dem Vortisch, an dem sie sich niederließ, und zog sich äußerst gewandt zurück.

Diesmal aber nicht in's Künstlerzimmer. Er ließ sich einen Stuhl hinter das Pflanzenarrangement rücken, um dort in glücklicher Verborgenheit zu lauschen.

Unter atemberaubender Spannung begann die Schauspielerin ihren Vortrag; sie las alterhand Lyrisches. Die Weiße des Genius lag über dem Saal. Aber bald vernahm man ein eigentümliches Geräusch; es war, als ob eine schwebende Thüre sich hin und her bewegte. „Jumaden!“ riefen etliche Herren und die Dame als möglich. Die Schauspielerin bildete unwillig zur Seite, ein Diener traktete herbei und versuchte, die ohnedies schon geschlossene Thüre in's Künstlerzimmer noch gründlicher zu schließen. Er nahm offenbar an, daß die laute Unterhaltung, die darin geführt wurde, die Störung verursachte. Mit einem Wäuselzucken beutete er an, daß nichts zu machen sei, und zog sich leise von der Tribüne an der Seitenwand des Saales zurück.

Das Geräusch wollte nicht verstummen. Seltsam, gurgelnde Töne ließen sich hören. Das Publikum ward unruhig, besonders der Dame Barbara, die sich nach dem Podium wandte.

Das seltsame Geräusch wurde von Minute zu Minute heftiger, nun klang es schon wie fernes Donnerrollen, und man konnte jetzt genau wahrnehmen, woher es kam. Aller Wände richteten sich nach dem geheimnißvollen Postell. Da geschah etwas Schreckliches. Zwei große weiße Orangebäume, die sich in der Mitte des Saales befanden, schoben sich plötzlich nach rechts und links auseinander, und man sah ein großes, dunkles, hölzernes Thürl sich öffnen. Ein Mann trat herein, er trug ein weißes Hemd, eine schwarze Weste und eine schwarze Hose. Er trat auf den Podium und sprach: „Guten Abend, meine Damen und Herren.“

„Guten Abend, meine Damen und Herren.“

„Was ist mit dir,“ sagte die Gebieterin, „feierst auch der Alte sein Weisheit?“

„Weil Abendsessen unterhielten sich die Majestäten über Troll und liegen den Oberflücker rufen, damit dieser zum S. für den Braven ein Köstchen Scherz = Cigaretten aus Dresden telegraphisch bestelle und diese mit Glückwünschen der Landesherrin überreiche. Als aber fand wurde, daß Troll gar nicht Klauder, nur „höflicher Schuppfer“ sei, wurde der Auftrag in ein Fäß-

den „feinsten Jansenfutters“ aus oer Weidenb gekehrt.“

Der große Tag brach an, und bald drangen dem Geburtstagssohne vor Entzünden die Augen aus den Höhlen und bewegten sich dessen Klütern hüffern. Voller Freude schob er heim; den Dank sollte er der Gütigen selbst gelegentlich darbringen.

Zur gewohnten Stunde war er am folgenden Abend wieder auf seinem Posten. Die Königin erschien, doch Troll schwieg. Hand er etwa keine Worte?

Endlich wandte sich die Königin im Gehen wieder um und fragte: „Nun, mein lieber Geburtstagsbruder, wie schmeckt Dir mein Tabak?“

Nur ein zaghaftes: „Machschid, ich kann'n nich schnubben, 's is eine falsche Sorte!“ murrte der Enttäuschte in den Bart.

Am übernächsten Morgen stand neben einer großen Kanne Gipsorienwasser, das dort zu Lande sich vom Kaffee gern den Namen borgt, ein andres und weit größerer Fäßchen, aber auch mit der geringsten Sorte Jansenfutters am Fuß des Naturbalden in niedriger Stube. Ein Mal über das andere klang es zufrieden aus Troll's Munde: „Ja, das is meiner, un frisch is er aus'm Effek!“

Natürlich wurde das merkwürdige Phänomen sofort bemerkt, einer zeigte es dem andern, durch den Saal ging ein Zischen und Rauschen, die Schauspielerin hielt entriistet inne, man stand von den Sagen auf, das Köstchen schmolz zum Kuchen an, darin mischten sich etliche drastische Rufe, von den ersten Reihen her wurde geäußert, um das Publikum zu beruhigen, aber das ließ sich nicht mehr zurückhalten; ein wahrer Orkan brach los, Lachen, Schreien, wühndes Händelklatschen.

Das ermunterte natürlich den friedlichen Schläfer. Er fuhr auf, aber wie es das Applaudieren und Rufen hörte, glaubte er Unselige, das gelte der Schauspielerin, die wohl ihre Vorstellung beendet hatte. Schnell entlopfen eilte er auf's Podium, nicht der Gütigen verbindlich zu, martierte mit der großzügigsten Handbewegung ein Weißfahlfahnen und bildete dann mit aufmunterndem Röcheln in's Publikum. Er versprach sich offenbar von seiner weltmännischen Galanterie eine große Wirkung.

Das blieb denn auch nicht aus. Das Publikum tobte, brüllte und stampfte vor Vergnügen, die Schauspielerin aber warf einen Blick des tödtlichsten Hasses auf den abnungslosen alten Herrn und fürzte mit trampfhaft geküllten Händen an ihm vorbei in's Künstlerzimmer.

Das fiel dem wackeren Obmann doch auf, eine ungeheure Angst bemächtigte sich seiner, und er flüchtete in aller Hast — natürlich auch in's Künstlerzimmer. Dorthin war früher schon seine Frau geküßt, halb wohnsinnig vor Jörn und Scham; sie hatte gerade noch so viel Zeit gefunden, ihrem Keffen Frey, der von allem nichts wußte, das Gegenheil ihrer Freundschaft zu verschichern, dann war sie in Ohnmacht gesunken.

Was der arme Herr Waldthar nun alles zu hören bekam, kann man sich denken. Die Schauspielerin tobte, und es fehlte nicht viel, so hätte sie sich häuslich an ihm vergreifen. Seine Frau, die aus ihrer Ohnmacht plötzlich wieder erwachte, weinte und überschüttete ihn dogmatisch mit den schlimmsten Vorwürfen, die Mitglieder des Comités fuchtelten aufgeregt vor seiner Nase herum und äußerten sich sehr wenig lebenswürdig — kurz, er war vernichtet, eine gefallene Größe. Die Obmannstelle legte er natürlich sofort nieder. Höllenqualen im Herzen fuhr er mit seiner entriisteten Ehegattin nach Hause.

Allein seine Leiden waren doch nicht zu Ende. Das Honorar für die Schauspielerin mußte wohl oder übel erlegt werden. Das wäre noch angegangen. Aber die Göttliche war in ihrem geredeten Jorne mit dem nächsten Zug abgereist und hatte so den Theaterdirektor im Stiche gelassen. Der füllte sich natürlich geschädigt und beanpruchte Ersatz. Um unerwünschten Aufsehen zu vermeiden, blieb dem armen Herr = Obmann nichts anderes übrig, als abermals recht tief in die Tasche zu greifen. Aber selbst damit war's noch nicht genug. Das Comité erklärte, Herr Waldthar habe dem Vereine durch sein unqualifizierbares Verhalten einen schweren moralischen Schaden zugefügt, es sei nicht mehr als billig, daß er wenigstens die Kosten des verunglückten Abends trage. Natürlich nahm der arme Dulder auch das auf sich.

Es ist nicht zu vermindern, daß er eine Zeitlang menschenscheu wurde und besonders auf seinen Keffen, dem er im Geheimen alle Schuld beimaß, schiedlich zu sprechen war. Er hat sich freilich allerdings wieder getrostet, aber man darf in seiner Gegenwart weder von Zbioten noch von Rasinosaale reden; er wird sonst ernstlich böse.

Königin und Waldthar.

Der stolze Nadelwald bei Rehesfeld im sächsischen Erzgebirge weiß auserliche Weisheiten zu erzählen. Eine von dem ruhigen dortigen Waldwärdler, dem wortartigen und urwäldigen Wanne, der noch im Gnadenrode nach Lanne und Fichte roch, sei hier mitgeteilt.

Es war an einem der ersten Augusttage vor mehreren Jahren, als Königin Carola von Sachsen von dem, ihrem königlichen Gemahl ein zum Geburtsfest gesonnenes Jagdschloß besuchte aus den gewohnten Abendpaziergang, zwischen den nahen Baumreihen unternahm, wie gewöhnlich gefolgt von dem im treuen Dienste ergrauten früheren Waldwärdler, der Frau weigen mag. Wald wandte sich die Königin im Gehen um, um Jenen nach weigen Jahren zu fragen.

„Nu, uff'm Munde is mei neunmunder sebzegdes rim!“ lautete die formale Antwort.

„Also mit mir,“ sagte die Gebieterin, „feierst auch der Alte sein Weisheit?“

„Weil Abendsessen unterhielten sich die Majestäten über Troll und liegen den Oberflücker rufen, damit dieser zum S. für den Braven ein Köstchen Scherz = Cigaretten aus Dresden telegraphisch bestelle und diese mit Glückwünschen der Landesherrin überreiche. Als aber fand wurde, daß Troll gar nicht Klauder, nur „höflicher Schuppfer“ sei, wurde der Auftrag in ein Fäß-

den „feinsten Jansenfutters“ aus oer Weidenb gekehrt.“

Der große Tag brach an, und bald drangen dem Geburtstagssohne vor Entzünden die Augen aus den Höhlen und bewegten sich dessen Klütern hüffern. Voller Freude schob er heim; den Dank sollte er der Gütigen selbst gelegentlich darbringen.

Zur gewohnten Stunde war er am folgenden Abend wieder auf seinem Posten. Die Königin erschien, doch Troll schwieg. Hand er etwa keine Worte?

Endlich wandte sich die Königin im Gehen wieder um und fragte: „Nun, mein lieber Geburtstagsbruder, wie schmeckt Dir mein Tabak?“

Nur ein zaghaftes: „Machschid, ich kann'n nich schnubben, 's is eine falsche Sorte!“ murrte der Enttäuschte in den Bart.

Am übernächsten Morgen stand neben einer großen Kanne Gipsorienwasser, das dort zu Lande sich vom Kaffee gern den Namen borgt, ein andres und weit größerer Fäßchen, aber auch mit der geringsten Sorte Jansenfutters am Fuß des Naturbalden in niedriger Stube. Ein Mal über das andere klang es zufrieden aus Troll's Munde: „Ja, das is meiner, un frisch is er aus'm Effek!“

Natürlich wurde das merkwürdige Phänomen sofort bemerkt, einer zeigte es dem andern, durch den Saal ging ein Zischen und Rauschen, die Schauspielerin hielt entriistet inne, man stand von den Sagen auf, das Köstchen schmolz zum Kuchen an, darin mischten sich etliche drastische Rufe, von den ersten Reihen her wurde geäußert, um das Publikum zu beruhigen, aber das ließ sich nicht mehr zurückhalten; ein wahrer Orkan brach los, Lachen, Schreien, wühndes Händelklatschen.

Das ermunterte natürlich den friedlichen Schläfer. Er fuhr auf, aber wie es das Applaudieren und Rufen hörte, glaubte er Unselige, das gelte der Schauspielerin, die wohl ihre Vorstellung beendet hatte. Schnell entlopfen eilte er auf's Podium, nicht der Gütigen verbindlich zu, martierte mit der großzügigsten Handbewegung ein Weißfahlfahnen und bildete dann mit aufmunterndem Röcheln in's Publikum. Er versprach sich offenbar von seiner weltmännischen Galanterie eine große Wirkung.

Das blieb denn auch nicht aus. Das Publikum tobte, brüllte und stampfte vor Vergnügen, die Schauspielerin aber warf einen Blick des tödtlichsten Hasses auf den abnungslosen alten Herrn und fürzte mit trampfhaft geküllten Händen an ihm vorbei in's Künstlerzimmer.

Das fiel dem wackeren Obmann doch auf, eine ungeheure Angst bemächtigte sich seiner, und er flüchtete in aller Hast — natürlich auch in's Künstlerzimmer. Dorthin war früher schon seine Frau geküßt, halb wohnsinnig vor Jörn und Scham; sie hatte gerade noch so viel Zeit gefunden, ihrem Keffen Frey, der von allem nichts wußte, das Gegenheil ihrer Freundschaft zu verschichern, dann war sie in Ohnmacht gesunken.

Was der arme Herr Waldthar nun alles zu hören bekam, kann man sich denken. Die Schauspielerin tobte, und es fehlte nicht viel, so hätte sie sich häuslich an ihm vergreifen. Seine Frau, die aus ihrer Ohnmacht plötzlich wieder erwachte, weinte und überschüttete ihn dogmatisch mit den schlimmsten Vorwürfen, die Mitglieder des Comités fuchtelten aufgeregt vor seiner Nase herum und äußerten sich sehr wenig lebenswürdig — kurz, er war vernichtet, eine gefallene Größe. Die Obmannstelle legte er natürlich sofort nieder. Höllenqualen im Herzen fuhr er mit seiner entriisteten Ehegattin nach Hause.

Allein seine Leiden waren doch nicht zu Ende. Das Honorar für die Schauspielerin mußte wohl oder übel erlegt werden. Das wäre noch angegangen. Aber die Göttliche war in ihrem geredeten Jorne mit dem nächsten Zug abgereist und hatte so den Theaterdirektor im Stiche gelassen. Der füllte sich natürlich geschädigt und beanpruchte Ersatz. Um unerwünschten Aufsehen zu vermeiden, blieb dem armen Herr = Obmann nichts anderes übrig, als abermals recht tief in die Tasche zu greifen. Aber selbst damit war's noch nicht genug. Das Comité erklärte, Herr Waldthar habe dem Vereine durch sein unqualifizierbares Verhalten einen schweren moralischen Schaden zugefügt, es sei nicht mehr als billig, daß er wenigstens die Kosten des verunglückten Abends trage. Natürlich nahm der arme Dulder auch das auf sich.

Es ist nicht zu vermindern, daß er eine Zeitlang menschenscheu wurde und besonders auf seinen Keffen, dem er im Geheimen alle Schuld beimaß, schiedlich zu sprechen war. Er hat sich freilich allerdings wieder getrostet, aber man darf in seiner Gegenwart weder von Zbioten noch von Rasinosaale reden; er wird sonst ernstlich böse.

Der Engel der Musik.

Ein kleiner Engel pilgerte einst durch die Welt, um den lieben Menschenkindern ihr Loos zu erleichtern. Dies war aber eine schwere Arbeit, die sich nur selten verlohnte, denn die Menschen verkanteten die gute Wirklichkeit und nannten ihn einen Eindringling. „Du stammst aus noch nicht helfen,“ meinten sie, „und leerer Trost kann uns nichts nützen.“

Einige aber waren doch besser, als diese Harthertigen, sie dankten und nahmen ihr freundlich auf; Reiner aber wollte seine Leiden dem Engel anvertrauen. Das ärgerte ihn, betrübt wandte er sich hinweg von den Menschen und durchwanderte die einsamen Fluren und Wälder, die Menschen betrauernd, die seine Güte verankanteten und jeden Bestand von sich wiesen. Er sann auf Mittel und Pläne, wie er die thörichtigen Herzen behüten könne, aber jeder Versuch scheiterte an dem Argwohn der Erdenpilger.

So schritt er eines Tages wieder durch den düstern Wald, während Sturm und Regen seine Loden zerzausten und feurige Blitze donnernd herniederfuhrten. Er achtete nicht auf das Toben der Natur, sondern schlugte nur über die Unbarmkeit der Menschen, die er täglich erfahren mußte. Da erblickte ihn der liebe Gott, beugte sich zu ihm hernieder und strich ihm seine blonden Loden aus dem Gesicht. „Sag, hast Du die forgenden Menschen geküßt, hast Du ihnen beigegeben, und ist Dir Dein Thun belohnt worden?“ Wehmüthig erzählte der Gefragte seine Leiden und meinte, daß alles Thun bisher vergeblich gewesen sei, da die Menschen ihn von sich stießen, wenn er sich ihnen liebend näherte.

Als dies der liebe Gott hörte, wurde er erst und bildete fimmend hinüber in das Treiben der Menschen. Endlich wandte er sich zu ihm, küßte ihm seine Thränen ab und sagte: „Sie verstehen Dich nicht, verkennen Dein gutes Werk und meinen Böses von Dir. Doch ich will ihre Herzen erheben, liebliche Töne sollen allen Argwohn betämpfen und ihre Herzen befreien von allen Zweifeln. Wenn trübe Stunden ihnen nahen, sollen sie Dich anrufen und an Deinen Melodien sich erquiden, sie sollen in Dir Trost und Erhebung finden und Dich lieb gewinnen. Auch in frühlichen Stunden soll ihr Herz höher schlagen und der Lust und Freude ausjauchern, sie sollen Deine Töne begleiten und dann glücklich sein. Zwar werden dennoch einige Erdenpilger ihre Thore Dir verschließen und Dich noch immer einen Eindringling nennen, aber solche Menschen stöße auf alle Zeit, denn sie haben ein böses Herz.“ Mit diesen Worten gab ihm der liebe Gott die Töne, küßte ihn noch einmal und ging fort.

Freudlosend eilte auch der Getröfete hinweg und pries die Allmacht und Güte seines Gebieters.

Als er eine Weile geschritten war, fand er auf einem Steine am Ufer eines fließenden Baches einen Mann mit gramvollem Blicke. Mitleidig fragte ihn der Engel, was ihm fehle. Mit Thränen in den Augen erzählte der Mann, daß er seit drei Tagen nichts gegessen habe. Alles Vermögen, Arbeit und Brot zu finden, wäre vergeblich gewesen, und er sei jetzt dem Verhungern nahe.

Da flog der Engel gen Himmel und scherte mit einer — Geige zurück, die er dem armen Manne schenkte.

„Geh damit zu den Menschen,“ sprach er und spiele ihnen frühliche Weisen vor. Du wirst ihre Herzen damit gewinnen.“ Mitleidig dankte der Lebensmüde dem guten Engel und besogte seinen Rath.

Wald hatte er es zu einer großen Fertigkeit auf dem wunderbaren Instrument gebracht und entlockte demselben die herrlichsten Melodien, so daß

überall, wo er hinkam, alles im frohen Reigen jubelte und jauchte und ihn reich belohnte.

Als er später ein großer Künstler geworden war, dachte er oft an sein kleines Dachkammerchen mit dem engen blätterumranten Fensterchen zurück, in dem er auf seiner Geige zuerst die köstlichen Töne hervorjaucherte, die selbst die Tauben auf dem oberen Boden, die Mäuse zwischen dem Sparrenwert, den Spag auf dem Dachfirst und das muntere Kätzlein zu aufmerksamen Lauschern werden ließen.

Der Engel aber eilte weiter, von Hüfte zu Hüfte, von Reich zu Reich und erquidete jedes unverbundene Herz mit seinen Liedern.

Die Menschen verstanden ihn jetzt, fröhlich lobten sie seine Melodien und hießen ihn herzlich willkommen. Leiden tröstete er, Fröhliche erquidete er und nur schlechte Menschen schauten gleichgültig drein und verschlossen ihre Thore. So ward er der Liebster und wer ihn fragte, wie er heilte und von wem er seine Lieder habe, dem antwortete er glücklich: „Die Lieder gab mir der liebe Gott, damit ich Euch erquide, denn ich bin — der Engel der Musik!“

Das Werfen nach der Suppe.

Eine Unterhaltung im Freien von A. Bourlet.

Zwei nahe bei einander stehende Baumstämme werden in einer Höhe von ungefähr 14 Yards durch ein straff angezogenes Seil verbunden, auf welchem 3-6 hölzerne Puppen aufgereiht sind. Um dies Aufreihen ermöglichen zu können, sind die Puppen mit einem quer durch die Hüftengegend gehenden Loch versehen. Kleine Zwischenträume bildend und die Gesichter den Spielenden zugewandt, schweben sie nun senkrecht, indem ihr Oberkörper oberhalb des Seiles, ihr Unterkörper unterhalb desselben sich befindet. — Die Puppen müssen eine Höhe von 10-15 Zoll haben; sie sind in jeder Spielwaarenhandlung käuflich, man kann sie aber auch selbst verfertigen.

Etwa 4 Schritte von dem Seile entfernt stehen die Spielenden. Mit festen, nicht zu kleinen Wällen werfen sie nach den Puppen, ihre Aufgabe ist, sie so zu treffen, daß sie fünf Male herumdrehen — kurzlebige Schlangen. Wer dreimal umsonst wirft, muß eine andere ändern geben. Man kann den Gewinnern Preise geben.

Will man das Wiedererlangen der Wälle leichter bewerkstelligen, so spannt man hinter dem Seil ein großes Tuch auf. An dieser künstlichen Wand prallen die Wälle ab und brauchen nur aufgehoben zu werden.

Das Auf-Wasserfahrad.

Zur Ausführung dieses Apparates brauchen wir einen Kasten-Strohball, einen Wallnuß und zwei Hufeisen. Ein Theil vom breiten Ende der Wallnuß wird abgeschnitten, worauf der ganze Inhalt herausgenommen wird; in der Nähe des spitzen Endes bohren wir dann zwei runde Löcher, welche den Durchmesser des Strohhalmes haben. In jede der beiden Hufeisen werden auch zwei Löcher gebohrt, das eine an dem der Spitze entgegengelegten flachen Ende, das zweite und kleinere auf der Seite, wonach wir mit einem gekrümmten Eisenrad die Kerne entfernen. Beide Hufeisen werden mit dem Wallnuß durch zwei, 3 Zoll lange Stücke des Strohhalmes verbunden; mit ihrem einen Ende werden diese in Lächer der Wallnuß, mit dem anderen in das größte der Lächer der Hufeisen hineingesteckt. In die Seitenlöcher der

Ein gutes Zeugniß.

Frauenpersönlichkeit stellt eine Fremdenperson, welche sich als Hebamme etabliren wollte, folgendes Zeugniß aus:

„Durch dieses bürgermeisterliche Zeugniß soll nachgehende werden, wie achtungswerth es zu erkennen ist, vernommen zu haben, wie die Ehefrau des praktizirenden Wundarztes N. R. Gredt, geb. Koch, sich einem eben Zedert zu widmen beabsichtigt, nämlich auf eigene Kosten und persönliche Dabingung das Studium aufzunehmen, welches bei Geburtsfälle weiblicher Ereignisse die bestgehenden Geschlechts zu befriedigen vermag. Frau N. hat sich in häuslich moralisch bewiesener, ärtlich familiärer und auf das allgemeine Utheillich sich bekräftigender Hinsicht das Lob und den Auf dieser Eigenschaften zu erfreuen, weshalb man mit Vergnügen diese Ausfertigung derselben hiermit erteilt.“

Aus der Schule. Der alte Ortsparator ist verstorben worden; das Dorf hat ihm einen feierlichen Abschied bereitet. — Nach einigen Tagen erhält der Herr Lehrer von dem Geschiedenen aus dessen neuem Wohnort eine Karte, worin er noch einmal für die Ehrung dankt und besonders auch der lieben Jugend einen freundlichen Gruß sendet. — Frey bewegt tritt der Herr Lehrer in die Schule. „Nun,“ fragt er, „von wem meint Ihr wohl, daß diese Karte ist?“ Da hebt der kleine Michel den Finger und rief, als der Herr Lehrer ihm freudlich zunickt, herauf: „Von Dem'm Schack!“

Ueber den Reich. A. Gaben Sie schon gehört, der Notar Maubacher ist gestorben. A.: Was, der Notar Maubacher, das geht nicht, mit wem sollen wir dann Taxod spielen?

Ueber den Reich. A.: Gaben Sie schon gehört, der Notar Maubacher ist gestorben. A.: Was, der Notar Maubacher, das geht nicht, mit wem sollen wir dann Taxod spielen?

Ueber den Reich. A.: Gaben Sie schon gehört, der Notar Maubacher ist gestorben. A.: Was, der Notar Maubacher, das geht nicht, mit wem sollen wir dann Taxod spielen?

Ueber den Reich. A.: Gaben Sie schon gehört, der Notar Maubacher ist gestorben. A.: Was, der Notar Maubacher, das geht nicht, mit wem sollen wir dann Taxod spielen?

Ueber den Reich. A.: Gaben Sie schon gehört, der Notar Maubacher ist gestorben. A.: Was, der Notar Maubacher, das geht nicht, mit wem sollen wir dann Taxod spielen?

Ueber den Reich. A.: Gaben Sie schon gehört, der Notar Maubacher ist gestorben. A.: Was, der Notar Maubacher, das geht nicht, mit wem sollen wir dann Taxod spielen?

Ueber den Reich. A.: Gaben Sie schon gehört, der Notar Maubacher ist gestorben. A.: Was, der Notar Maubacher, das geht nicht, mit wem sollen wir dann Taxod spielen?



Hufeisen steckt man zwei ungefähr 3 Zoll lange Strohhalm hinein, die etwas enger als die zwei langen Hufeisen sind.

Nun setzt man die Wallnuß mit ihrem spitzen Ende auf den Proppen einer Fialche, so das ganze System im Gleichgewicht sein wird. Gleich man dann in die Wallnuß einen dünnen Wasserstrahl, wird dieses Wasser durch die zwei langen Strohhalm laufen und sich darauf durch die zwei kleinen Seitenlöcher entleeren, wodurch der ganze Apparat in eine drehende Bewegung kommt, weil das Wasser auf die Seite der Hufeisen, welche der Wändung des Strohhalmes gegenüber liegt, einen Druck ausübt, auf die andere Seite aber nicht.

Die Vorrichtung ausgeführt, damit die Schalen nicht bersten oder die Messerspitze abbricht, am besten nimmt man einen glühenden Eisenradt, mit welchem man nach und nach die Lächer vergrößern kann, bis sie den gewünschten Durchmesser erhalten haben.

Ueber den Reich. A.: Gaben Sie schon gehört, der Notar Maubacher ist gestorben. A.: Was, der Notar Maubacher, das geht nicht, mit wem sollen wir dann Taxod spielen?

Ueber den Reich. A.: Gaben Sie schon gehört, der Notar Maubacher ist gestorben. A.: Was, der Notar Maubacher, das geht nicht, mit wem sollen wir dann Taxod spielen?

Ueber den Reich. A.: Gaben Sie schon gehört, der Notar Maubacher ist gestorben. A.: Was, der Notar Maubacher, das geht nicht, mit wem sollen wir dann Taxod spielen?